



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lebermuth, A.: Johann Peter Hebel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Johann Peter Hebel. *)

Hebel wird mit Recht zu den Classikern Deutschlands gerechnet, und doch sind seine berühmtesten Werke nur einige Duzend Lieder; kleine Lieder von sehr bescheidenem Inhalte, noch dazu in der germanischen Mundart geschrieben, die mancher Deutsche eben so wenig auf den ersten Blick versteht, wie er ein vländisches Gedicht ohne Anstoß vom Blatte übersetzen würde. Denn auch das Flämändische ist nur eine deutsche Mundart und unterscheidet sich bloß dadurch von den übrigen Dialekten, daß es zugleich eine besondere Schrift-

*) Wir haben vor einiger Zeit von der in Brüssel erscheinenden Zeitschrift „Broederhand“ gesprochen, und von der „flämändischen Verbrüderung“, die sich um jene Zeitschrift vereinigt hat. Es ist in der That die am weitesten vorgerückte Fraction der germanischen Bewegung in Belgien. Sie feuert offen nach Deutschland und spricht es unverholen aus, daß nur eine allmähliche Durchdringung mit deutschen Culturelementen das belgische Volk von der völligen Französisirung retten könne. Der einzige, aber große Fehler dieser Partei besteht leider darin, daß sie in der Minorität ist und keine wesentliche Unterstützung von Deutschland erhält; man müßte denn die lyrischen Gedichte, die dann und wann von Duller, Louise von Plönies u. A. der „Broederhand“ als Beiträge zugesendet werden, für mächtige Hülfsstruppen und Subsidien halten. Wir glauben, daß Frankreich in ähnlichem Falle seiner Propaganda ganz anders zu Hilfe kommen würde. Die „flämändische Verbrüderung“ ist bedeutsam genug, um in Belgien Aufmerksamkeit zu erregen, aber nicht stark genug, um den andern Parteien, die sogleich in ächt deutscher Zanksucht gegen sie aufgetreten sind, die Spitze zu bieten. Sie stützt sich auf die Einsicht und den Enthusiasmus eines kleinen Häufleins gebildeter Advocaten und Künstler in Brüssel, Antwerpen und, wie man sagt, in Lüttich; die Genter hingegen mit dem gelehrten Willem's an der Spitze, wollen Flämänder und nichts als Flämänder bleiben und haben auch einen weit überwiegenden Rückhalt an dem katholischen Clerus, der die protestantische Literatur Deutschlands fürchtet. Die Genter haben zuerst im Namen der heiligen Orthographie den Bannstrahl auf die Bruderhand (deren Orthographie sich mehr der deutschen nähert) geschleudert und sind jetzt empört darüber, daß man Schiller und Grenzboten, 1845. IV.

sprache bildet. Ehe wir jedoch ausführlicher von dem allemanischen Dichter sprechen, müssen wir einige Bemerkungen über die nieder- und oberdeutschen Dialekte und über ihr Verhältniß zur hochdeutschen Sprache vorausschicken.

Die niederdeutschen Mundarten, die im ganzen alten Sassenlande vom Harz bis an die Elb- und Wesermündung, in Holstein und in Pommern, in Mecklenburg und in Westphalen vom Volke gesprochen werden, haben den allgemeinen Namen Plattdeutsch. Dieses Platt wechselt von Meile zu Meile, von einem Dorfe zum andern; es gibt keine feste Regel dafür und keine Sprachlehre. Die alten Städtechroniken sind platt geschrieben, aber seit dem Aufschwunge der hochdeutschen Literatur im vorigen Jahrhunderte denkt Niemand mehr daran, das Plattdeutsche zur Schriftsprache zu erheben. Wenige denken ernstlich daran, etwas für seine Erhaltung zu thun; aufrichtige Volksfreunde und geistvolle Schriftsteller, wie Ludolf Wienberg, der Holsteiner, haben sogar offen ausgesprochen, daß sie es für ein Glück ansehen würden, wenn das Platt ganz vom Hochdeutschen verdrängt würde; denn es hindere in manchen Gegenden die Verbreitung größerer Cultur und Aufklärung.

Warum hört man nicht ähnliche Wünsche in Bezug auf die oberdeutschen Dialekte, die im Süden gesprochen werden? — Die oberdeutschen Dialekte, aus denen sich das Hochdeutsche gebildet hat, wie ein mächtiger Strom aus dem Zuflusse frischer Alpenquellen, stehen noch jetzt in einem lebendigen Zusammenhange mit demselben. Hört man im Süden die Sprechweise der verschiedenen Stände, so kann man den allmäligen und stufenweisen Uebergang aus der Sprache des Volksstammes in die Sprache der Nation beobachten; fortwährend gehen noch jetzt in das Hochdeutsche einzelne

Göthe als Dichter und Volksbildner über Vondel und Bilberdyk zu setzen gewagt hat. Unter solchen Auspicien brachte die erwähnte Zeitschrift der deutsch-belgischen Partei einen kleinen Aufsatz über Hebel. Es kommt uns natürlich nicht in den Sinn, das deutsche Lesepublicum über unsern allemanischen Volksdichter aus flamändischen Quellen belehren zu wollen, denn der Aufsatz ist keine kritische, keine literarhistorische Arbeit, auch zeichnet er sich nicht durch eine besonders tiefe Auffassung Hebels aus, wie man sie etwa von Berthold Auerbach, dem wahlverwandten Dichter und innigen Kenner des schwäbischen Volkes, zu erwarten hat; Hebel selbst ist eigentlich Nebensache, und dient dem Verfasser (der Professor der deutschen Literatur am Athenäum ist) offenbar nur als eine Folie für die deutsche Tendenz seines Artikels. —

D. Red.

Provinzialismen über, die eine glückliche Erwerbung für den Dichter und Redner sind, weil sie die Sprache mit treffenden Ausdrücken und anschaulich malenden Worten bereichern. Eben deshalb verräth im Süden oft auch der Gebildete durch Accent und Aussprache seine fränkische, allemanische oder schwäbische Abstammung. Anders im hohen Norden. In Hannover und Braunschweig z. B. wird neben dem platten Volksdialekt das reinste Hochdeutsch gesprochen, denn das Platt ist von der Schriftsprache zu verschieden, um auf dieselbe noch einen merklichen Einfluß zu äußern; es ist kein rohes, sondern ein veraltetes Idiom. Der oberdeutsche Dialekt verhält sich zum Hochdeutschen, wie der moderne Dörfler zum modernen Städter: der plattdeutsche Dialekt hingegen wie ein ehrenfester Reichsbürger aus dem 16. Jahrhunderte zu dem gebildeten Staatsbürger des 19. Säculums.

Wie bei dem Belgier das Blämische (Flamändische), so ist beim Niederdeutschen das Platt überall die Sprache der Vertraulichkeit und gleichsam das bequeme, gemüthliche Hauskleid; mit dem Landvolke oder dem Gesinde muß man es sprechen; am traulichen Kaminsfeuer dagegen, mit guten Freunden und in der Familie, da spricht man es aus Vorliebe. Es liegt die biedere Einfalt und die ganze Gerabheit der alten Zeit darin. Auf Plattdeutsch kann man unmöglich sentimental und affectirt sein: das Idiom ist zu kerngesund und einfach dazu. Freilich ist es auch mehr geeignet, handgreifliche Dinge als abstracte und ideale Begriffe auszudrücken; es ist mehr geschaffen für den derben Humor als für lyrisches Pathos und metaphysische Tiefe der Gedanken. Aber was schadet das? Wenn der Niederdeutsche seine geistigen Bedürfnisse befriedigen und sich in eine höhere Stimmung versetzen will, so schlägt er seinen Göthe und Schiller, seinen Herder und Lessing, oder seinen Rückert und Uhland auf. Er braucht das Hochdeutsche nicht erst lange zu studiren; selbst der Ungebildete gewöhnt sich in sehr kurzer Zeit daran. Es ist ja dieselbe Sprache, nur vergeistigt und verklärt, gleichsam ätherischer geworden und beflügelt durch den Fortschritt der Zeiten. Um wie viel glücklicher ist der Niederdeutsche darin als der Bläme (Flamänder)! Auch dieser spricht seine alte niederdeutsche Mundart, so oft sich ihm das Herz bewegt; wenn er in Liebe oder Freundschaft, in Mitleid oder Freude sich Lust machen will, da bricht die germanische

Natur in ihm hervor, und unwillkürlich fängt er an, Blämisch zu reden. Aber wenn er seinen Geist befriedigen, wenn er von den Resultaten der Wissenschaft und den Früchten einer höheren Cultur genießen will, da hat er die unselige Gewohnheit, eine ganz fremde Sprache zu wählen; eine Sprache, die zwar seinem Wize und Verstande genugthun, aber sein Herz nicht sättigen und den Durst seines Gemüthes nicht löschen kann; die seiner Einbildungskraft nur matte Farben und seiner Phantasie, statt der Flügel, armselige Krücken leiht. Denn die Seele des Französischen stammt aus einer Natur, die der germanischen entgegengesetzt ist; da ist eine andere Denkweise, anderes Gefühl und anderer Charakter. Und doch, wer zwingt den Blämen, bei dem Fremdlinge sich zu Gaste zu laden? Die goldenen Schätze der hochdeutschen Literatur sind auch für ihn bestimmt. Der Bläme ist kein Ausländer auf dem deutschen Helikon und er lernt das Hochdeutsche eben so bald und leicht verstehen, wie irgend ein Niederdeutscher aus Holstein oder Friesland, der bis in sein zwanzigstes Jahr nur den Dialekt seines Dorfes sprach. Der Bläme geht am Hause seines Bruders vorbei, ohne es zu wissen; das Thor ist ihm weit aufgethan und er würde mit offenen Armen empfangen werden, aber er weiß es nicht und geht vorbei, um an die fremde verschlossene Thür zu pochen.

Kommen wir auf unser Thema zurück. Die Verschiedenheit in dem Charakter der nieder- und oberdeutschen Volksdialekte äußert sich auch in der nieder- und oberdeutschen Volkspoesie. Sene ist voll von ergötzlichem Späße, von einer gesunden Komik und frischen Satyre; der niederdeutsche Geist versteht es, wie die niederländische Malerei, die Wirklichkeit mit saft- und kraftvollen Farben, mit sicherem Auge und treuem Griffel wiederzugeben; wie in der Kunst das Plastische, so ist in der Literatur das Dramatische seine Sache. Als Beweis dienen die Possen und Komödien der Hamburger und Berliner Volkstheater, und die witzigen Impromptus der Cölner Carnavals. Die Wiener Volksstücke von Raimund und Nestroi haben schon eine andere Färbung. Im Allgemeinen neigen die oberdeutschen Volksdialekte sich mehr zur Lyrik; reizende Naivetät, zarte Empfindung und feurige Phantasie, das sind ihre Vorzüge. Der Süden Deutschlands hat eine liebliche Flora von Volksliedern; täglich entstehen sie zu Hunderten in den Thälern Tyrols, Oberösterreichs,

in der bairischen Alp und im Schwarzwalde, am Oberrhein und in Steiermark u. s. w. Viele leben im Munde des Volkes fort, ohne daß man den Namen des Verfassers kennt, denn sie verrathen meist keine andere Individualität, als die allgemeine des Volksstammes, bei dem sie entstanden sind. Das Volk hat sie gedacht, kein einzelner, besonderer Mensch. Sehr selten wird ja ein umfassender Geist, eine vom Genie gezeichnete Persönlichkeit in den engen Schranken der provinciellen Mundart bleiben, statt die Sprache der Nation zu seinem Herold zu machen.

Dieser seltene Fall hat sich aber doch bei Johann Peter Hebel ereignet, und die Ursachen davon lassen sich vielleicht in seinen Lebensverhältnissen finden. Hebel ward im Jahre 1760 zu Basel geboren. Seine Eltern, arme Landleute aus dem hart angrenzenden Großherzogthum Baden, pfl egten den Frühling und Sommer in der Stadt Basel, im Dienste eines reichen Hauses, zu verbringen, und da kam auch unser Dichter zur Welt. Den Winter über waren sie auf dem Dorfe und arbeiteten mit anderen Bauern. Im zweiten Lebensjahre verlor Hebel seinen Vater; seine Mutter aber hatte viel natürlichen Geist und ein sanftes Gemüth. Man weiß von vielen Dichtern, daß sie die Erweckung ihres Genius großentheils dem Einflusse der mütterlichen Erziehung verdanken; Göthe erbt von seinem Vater, einem ehrlichen steifen Partizier, den Geist strenger Ordnung und Klarheit, die schöpferische Phantastie aber von seiner Mutter, deren elfenhafter Humor und naive Laune sich selbst in ihren Briefen an die Großherzogin von Weimar abspiegeln. Auch Schiller hat nie den Eindruck vergessen, den die Erzählungen seiner Mutter, einer Frau von tiefer Empfindung, in seinem Herzen zurückgelassen. Hebel's Mutter, obgleich eine arme Bäuerin, that alles Mögliche, um ihrem geliebten Kinde, welches schon in zarter Jugend große Anlagen verrieth, eine bessere Erziehung zu geben. Glücklicherweise nahm sich ein Dorfschulmeister des wißbegierigen Knaben an, der die wenigen Stunden, wo er nicht im Walde und auf dem Felde sein mußte, dem eifrigsten Studium widmete. Dieses zwischen Stadt und Land, zwischen geistiger und körperlicher Arbeit getheilte Jugendlieben hat gewiß nicht wenig zur eigenthümlichen Entwicklung Hebel's beigetragen. Der Aufenthalt in der Stadt, wie er einerseits die Bildung des Knaben förderte, lehrte ihn anderseits den Verkehr

mit der Natur, die er ein halbes Jahr entbehrte, besser würdigen, und jeden Herbst kam er mit geschärfteren Sinnen und mit gereifterem Beobachtungsgeist nach der ersehnten Einsamkeit des Dorfes zurück.

Als Hebel im zwölften Jahre auch seine Mutter verlor — er hatte den Schmerz, sie unter seinen Händen auf dem Wege von Basel nach Hause sterben zu sehen — ging er auf das Gymnasium nach Karlsruhe. Wohlwollende Bürger gaben ihm Freitische und so viel Unterstützung, daß er auch die Universität besuchen konnte. Sein liebenswürdiger Charakter, der milde Ernst seines Geistes und seine ungesuchte Bescheidenheit machten ihn zum Gegenstand allgemeiner Theilnahme. Er studirte Theologie und als er sein Examen mit dem glänzendsten Erfolg überstanden hatte, erhielt er eine Stelle als Erzieher im Hause eines Pfarrers auf dem Lande. Später wurde er Lehrer am selben Gymnasium, welches er selbst als Schüler besucht hatte, und zugleich Vicar in der Hofcapelle. In seinem höhern Alter übernahm er die Leitung des ganzen badischen Schulwesens, hatte dabei den Rang eines Ministerialrathes und saß, als Prälat und Vertreter des protestantischen Clerus, in der ersten Kammer des Großherzogthums.

Daß der Jüngling Hebel ein vortrefflicher Erzieher gewesen sein muß, werden sich unsere Leser von selbst denken. Allein wir glauben, daß die Kindererziehung auch nicht ohne Einfluß auf seine Poesie war. Jean Paul vergleicht einmal das Amt eines Erziehers von unverdorbenen Kindern mit der Beschäftigung eines Künstlers, der sinnige Engel und Heiligenbilder aus Rosenholz schneidet; der Duft des edlen Holzes belohnt ihn jeden Augenblick für die Anstrengung und versetzt seine Seele fortwährend in einen süßen Rausch. Gewiß hat Hebel auf seiner pädagogischen Laufbahn — und dies war die Zeit, wo er seine ersten Gedichte schrieb — sich die Kunst angeeignet, auf eine poetische Weise zu belehren. Hebel ist ein didaktischer Dichter, aber man hört nie den Schulmeister, nie den Sittenprediger in seinen Versen; die Erfindungen selbst, und nicht die Worte des Dichters, sprechen die Lehre aus. Er hat das Gemüth seines Volkes wie eine harmlose Kinderseele zu behandeln gewußt; er fesselt die Phantasie, regt die Empfindung auf, bis sich alle Tiefen des Herzens öffnen, und die Erinnerung an die Bilder, die er dem Geist gezeigt

hat, fällt als ein Keim des Guten in diese Herzenstiefen. Er selbst hütet sich zu ermahnen, zu warnen oder Moral zu sprechen: er giebt vielmehr den Ausendigen Leben und menschliche Gestalt, dann läßt er sie reden. Unter seiner Zauberhand verwandeln sich Sonne, Mond und Sterne, Blumen und Kräuter, Bäume und Quellen in eben so viele menschliche Wesen, und Alles auf die sinnreichste, natürlichste Weise; alle haben sie ihre Sorgen und Arbeiten, ihre Wünsche und Freuden, wie das gute Landvolk, zu dem sie reden. Wer in Deutschland kennt nicht das liebliche Gedicht vom „Haferbrei“? Es wäre kaum möglich, den Reim des Originals in einer Uebersetzung zu erreichen; wir begnügen uns daher, durch einige Andeutungen von der Composition des Liedes einen Begriff zu geben. Die Großmutter ruft die Kinder zum Frühstück, und während sie von Zeit zu Zeit die Kleinen ermahnt, sich nicht das Mäulchen zu verbrennen, sich nicht die Aermel zu beschmuzen u. s. w. — was die anmuthigsten Refrains und in einzelnen feinen Zügen ein idyllisches Gemälde giebt, erzählt sie gleichsam in purer Geschwägigkeit die Schicksale der Haferröhre. Da ist das Haferkorn erst ein armer Säugling, der unter der Erde, wie ein Kind an der Mutterbrust, liegt und saugt; endlich steckt es das Köpfchen aus den Bindeln und besieht sich zum ersten Mal die Welt, die ihm gar gut gefällt. Der liebe Gott schickt ihm einen Engel und sagt: Bring' ihm ein Gläschen Thau und einen guten Morgen von mir. Dann kommt die Frau Sonne über die Berge, kämmt ihr goldenes Haar, geht, Wolken strickend, über den Himmel, und lächelt dem kleinen Haferkorn zu, wie eine gute Mutter; nun will es nie mehr in seine Wiege unter die Erde, nein, es will draußen bleiben. Da bricht der Winter herein und böses Gewölk. Das arme Kind friert und zittert; es fragt, ob die Frau am Himmel gestorben sei oder sich vor der Kälte fürchte; es weint, wie eine arme Waise in der Fremde. Aber der Mai kommt und Alles ist wieder gut. Mein Haferkorn wächst; wie ein hübsches Mädchen, so schlank wiegt es sich auf seinem Stängel; die Engel machen ihm über Nacht die schönsten Kleider aus grünen Blättern und seidenen Fäden; die Bienlein raunen ihm schöne Geschichten an's Ohr und Abends um neun kommt der Johannisäfer mit seiner Laterne und wünscht ihm gute Nacht. So lebt es lustig und wohlgemuth, bis es das Dasein satt hat, denn die Gerste ist fort, eben so Korn und Weizen; es

fühlt, daß es grau wird. Meine Zeit ist um, sagt es, die armen Kinder laufen barfuß zwischen den Furchen und lesen die Aehren auf; was soll ich hier allein zwischen Rüben und Kartoffeln? — So geht die Erzählung fort. Die Entstehung des Haserbreis ist gerade zu Ende erklärt, wie er selbst zu Ende gegessen ist und die Kinder in die Schule müssen. Die Moral des Liedes braucht man wohl nicht erst auszusprechen? —

In dieser Weise hat Hebel viele Lieder geschrieben, und manche behandeln mit derselben Einfachheit die erhabensten Gegenstände. Zu den großartigsten Gemälden braucht er oft keinen größern Rahmen, als die Thür einer Dorfhütte oder ein Scheunenthor. Es ist unmöglich, mit ergreifenderen Zügen die Vergänglichkeit des Irdischen zu erklären, wie dies Hebel in einem kurzen Gespräch zwischen Vater und Sohn thut. Es ist Nacht und die Wanderer gehen auf der Straße nach Basel. Der Kleine beginnt mit der Frage: Wird denn unser Haus auch einmal aussehen wie die Schlossruine da oben? Gewiß, sagt der Alte. Steh mich nur an. Einst war ich klein und jung wie Du; jetzt mag ich mich wenden wohin ich will, jeder meiner Schritte führt zum Kirchhof. Bald werden die Ziegen auf meinem Grabe weiden und Du wirst erwachsen sein. Auch unser Haus wird altern. Die Sonne schwärzt es jeden Tag, der Wurm nagt an seinen Balken, der Regen wird zum Dach hineinkriechen, der Wind durch die Spalten pfeifen. Dann wirst Du die Augen schließen und Deine Kinder werden das Haus zu stützen suchen, aber vergebens. — So von dem kleinen Bauernhause kommt der Alte auf das Dorf, über welches einst der Pflug hingehen wird, dann auf die mächtige Stadt Basel, die auch einst zu Grabe gehen muß, und zuletzt auf den Weltuntergang. Die Uebergänge sind so natürlich und die Bilder so ganz der Anschauungsweise des Bauernknaben entlehnt, daß man zugleich von der Naivetät der Einkleidung ergötzt und von der Macht der Gedanken ergriffen wird. Das Gedicht ist eine tragische Idylle; der Dichter erscheint uns darin als Milton und Theokrit in einer Person. Wir können uns nicht enthalten, auch den erhebenden Schluß dieses Liedes anzudeuten. „Weine nicht, mein Kind; — so ungefähr sagt der Alte — wenn der Weltbrand im Erlöschen ist, dann werden die guten Menschen alle geborgen sein. Stehst Du, wie am hellen Himmel sich ein Stern an den andern

drängt? Jedes Sternlein ist ein goldnes Dorf, wo die guten Kinder wohnen. Hoch oben aber, unsichtbar von hier, ist die geheimnißvolle goldne Himmelsstadt. Und wenn Du auf der Milchstraße nach dieser Stadt wandern wirst und herabsehen auf die Erde, die todtenstille, ausgebrannte Wüste, dann wirst Du sagen: Dort hab' ich einst gelebt und gearbeitet, dort weidete ich meine Kühe und sammelte mein Reissigholz, dort hab' ich manches Spiel getrieben bis an den Tod. Jetzt aber möchte ich nicht mehr dahin zurückkehren."

Was Hebel bewogen hat, in der Mundart des Volkes zu schreiben, war wohl nicht bloß die Absicht, unmittelbarer und sicherer auf das Volk zu wirken, sondern auch der Zauber, der für sein eigenes Gemüth in der Mundart seiner Heimath lag. Die Sprache der Allemannen, die so reich ist an liebkoßenden Verkleinerungsworten, herzigen Epitheten, kindlichen Wendungen und kräftigen Verkürzungen, versetzte den Dichter lebhafter in seine Jugendzeit, frischete schneller die tiefen Eindrücke der Kindheit in ihm auf und vergegenwärtigte ihm getreuer die Denkweise des Volkes. Seine Gedichte verlieren wenig von ihrem Werthe, wenn man sie in's Hochdeutsche übersetzt, aber den Reiz der Naivetät muß die Uebersetzung nothwendig verwischen. Seit dem Jahre 1803, wo die allemannischen Gedichte zum ersten Male erschienen und von Kunststrichern, wie Göthe und Jean Paul, die begeistertste Anerkennung erfuhren, sind vier Versuche gemacht worden, die Hebelsche Muse zu verhochdeutschen. Den Nutzen solcher Arbeit sehen wir nicht recht ein; für den deutschen Leser war sie wenigstens überflüssig. Wenn man hübschen Bauernkindern städtische Kleider anzieht, so werden sie dadurch nicht hübscher, sondern nur feiner und artiger; eine saubere Bauerntracht kleidet sie dafür malerischer und paßt besser zu den gesunden rothen Wangen, zu dem Glanz der blauen Augenlein und der ungeordneten Fülle der blonden Ringellocken.

Prof. A. Lebermuth.